

20]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

XIII.

EBBAS Hochzeit mit unzähligen nachfolgenden Festen, desgleichen das Weihnachtsfest mit seinen Abwechslungen waren vorüber, und die Tage gingen wieder ihren gewohnten Schneidengang mit ihren sich stets wiederholenden Beschäftigungen.

Frau Lejer hatte den ganzen Januar hindurch gekränkelt und schien sich nur langsam zu erholen. Die Kinder überredeten sie deshalb, wenigstens diesen Frühling noch nicht an eine Reise nach Amerika zu denken. Ein Jahr könnte sie ja noch in Schweden bleiben.

Frau Lejer gab den Vorstellungen der Kinder nach, doch in dem Brief, den sie an Sven schrieb, bestimmte sie, daß sie nächstes Jahr bei ihm sein wolle.

Günther, der seine Studien in Stockholm zu Ende führen sollte, hatte in Kungsholm eine Wohnung von zwei Zimmern gemietet. Diese war äußerst einfach möbliert, als er sie bezog, doch sobald Nina kam, um sie sich anzusehen, bat sie gleich darum, einige Veränderungen vornehmen zu dürfen.

„Du mußt mich Dein Heim verschönern lassen.“ sagte sie schmeichelnd, „es läßt sich wirklich nicht in solcher Umgebung arbeiten, ein Sofa ohne Stil, ein Schreibtisch so klodrig, daß er sicher seine Herkunft auf einen Landtischler zurückleitet und kein ordentlicher Spiegel.“

„Nun, was macht das aus, ich habe in dürftiger eingerichteten Zimmern gearbeitet, und wohnten nicht Mutter und Dora so beschränkt, würde ich mir nicht einmal den Luxus eines eignen Zimmers gestattet haben.“ versetzte Günther. „Es ist nicht leicht, alles von andren annehmen zu müssen.“ fügte er bitter hinzu.

„Wenn Du so reden kannst, sehe ich ein, daß Du nichts von mir hältst.“ sagte Nina. Sie hatte Hut und Mantel abgelegt und stand nun in dem fast zu eleganten Alltagskleide vor ihm. „Günther, was hat denn all mein Geld für Zweck, wenn ich Dich nicht damit erfreuen kann. Wäre ich ein armes Mädchen gewesen, hätte ich niemals Dein werden können, jetzt aber bin ich es; und nun will ich auch aus Dankbarkeit für dies Glück Dich mit meiner Liebe und meinem Gelde überschütten.“

Er nahm ihr Haupt zwischen seine starken Hände und hob das bleiche Antlitz empor, um es zu küssen. Ohne Leidenschaft, dankbar und freundschaftlich drückte er seine Lippen auf ihre Stirn und auf die halbgeschlossenen Augenlider.

„So thu' wie Du willst, kleine Nina.“ sagte er.

„Günther, wenn Du mich doch ein wenig um meiner selbst willen lieben könntest; jeden Augenblick, den ich von Dir getrennt bin, fürchte ich, daß irgend eine Nacht Dich festhalten, und ich niemals wieder meinen Kopf an Dich schmiegen könnte. Wenn Du wüßtest, wie ich alle hübschen, jungen Mädchen beneide, die sich nicht zu ängstigen brauchen, daß sie ihr Liebtes in der Welt verlieren könnten.“

Er strich ihr beruhigend über das Haar, wie er bei Dora zu thun pflegte, setzte sich dann auf das Sofa und zog sie an sich, doch langsam und mechanisch wie jemand, der ehrenhaft eine übernommene Pflicht erfüllen will.

„Ich halte viel von Dir, Nina.“ sagte er in überzeugendem Tone.

„Willst Du mir nicht etwas aus Deinem Leben erzählen?“

Sie hatte die Hände um seinen Arm geklammert, ließ sie jetzt jedoch sinken und lehnte tief in dem harten, unbequemen Sofa zurück.

„Das weißt Du ja alles ganz genau, Nina!“

„Weiß ich das wirklich?“

„Ja, bis in die kleinsten Kleinigkeiten, möchte ich glauben.“

„Hast Du mir nichts verheimlicht?“

„Nein.“

„Verzeih' mir, Günther, ich will nicht inquisitorisch sein; Du weißt ja, ich verlasse mich auf Dich, doch alles, alles, was Dich betrifft, interessiert mich. Du bist der Inhalt meines

(Nachdruck verboten.)

Lebens, was vorher war, ist wie ausgelöscht, vor dem Augenblick, da ich Dich zuerst sah, giebt es keinen Tag in meiner Vergangenheit, der meiner Erinnerung teuer ist.“

Günther sah sie mit einem tiefen, teilnehmenden Blick an, aber er fühlte es doch, daß sie ihm unsichtbare Lasten zu tragen gab. Es waren der Abhängigkeit Bleigewichte, die sie mit jedem ausgesprochenen Liebeswort drückend schwer an seine Hände und Hüfte hängte. Ihre Eiferjucht würde also eine Kontrolle über alle seine Handlungen ausüben; sie würde das Unmögliche versuchen, leise Zuneigung in starke Liebe zu verwandeln.

Nina hatte ihr Atelier anders eingerichtet, sie hatte weiche, farbenprächtige Teppiche über den gebohnerten Fußboden gelegt, hatte die Gipsmodelle von Armen und Beinen, schmierige Skizzen und derbgemalte weibliche Gestalten entfernt. Sie machte es zu einem Liebesnest des verfeinerten Geschmacks, zündete des Abends kleine farbige Lampen hinter den hohen Plattgruppen an, stellte Cigarettenhalter aus oxidiertem Silber mit ägyptischen Cigaretten bereit, zog den bequemen Ledersessel in bessere Beleuchtung und setzte sich selbst, wie sie wußte, daß Günther es gern hatte, mit einer Handarbeit an den runden Tisch.

Allmählich wurde es eine Gewohnheit, daß er die Abende bei ihr zubrachte. Er las ihr vor oder sie führten ernste Gespräche miteinander. Schmeicheleien und zärtliche Phrasen kamen selten vor; Günther gewöhnte sich indessen mehr daran, den raffinierten Genuß des Reichtums, den er anfangs kaum zu schätzen gewußt, zu genießen.

Es entstand ein gutes, vertrauliches Verhältnis zwischen ihnen, und Ninas Schwermut verschwand schließlich. Es kam solche Zuversicht über sie, wenn sie sich die Zukunft in dieser stillen, friedlichen Weise fortlaufend dachte; ihr Skeptizismus wurde bekämpft, und sie fing an, an wirkliches Glück zu glauben.

Zuweilen waren sie im Theater und aßen hinterher auswärts zu Abend. Dora begleitete sie gewöhnlich, und häufig schlossen sich dann noch ein paar junge Herren ihrem Kreise an. Es ging meist sehr munter her, besonders war es Dora, die mit ihrem lebhaften Wesen die Gesellschaft bei heiterer Laune erhielt, und die jungen Aerzte fühlten sich sehr von Günthers hübscher Schwester angezogen.

Nyberg war Doras Lieblingsaufenthalt, da war es so fashionabel, meinte sie, man fühlte sich so innerhalb der guten Gesellschaft.

„Sie ist kokett, die kleine Lejer.“ äußerte einer der Mediziner auf dem Heimweg zu seinen Kollegen.

„Und doch so unnahbar.“ meinte ein anderer, „vielleicht ist ihr Herz schon gegen Feuer versichert.“

„Es ist eine vergnügungssüchtige Kröte, aber pikant auf alle Fälle.“

„Ja, sie hat ein sehr anzuerkennendes Verdienst, man wird ihrer nie überdrüssig.“

Günther hatte während seiner ganzen Studienzeit für einen unverbesserlichen Philister gegolten, jetzt war er plötzlich zugänglicher geworden. Halb widerwillig, halb neugierig ließ er sich in ihren Kreis ziehen, in dem er sich als der zukünftige reiche Mann immer sicherer fühlte.

Erich Hedfors, ein ewiger Student, der leichtfertig die Bücher „den Staubbrod anziehen“ ließ, wie er es nannte, und der „die Jugend aufsuchte, um sie einmal von ihrer Arbeit abzubringen“, wurde Günthers Cicero.

„Willst Du zur Braut heute?“ fragte er eines Nachmittags, als er es sich mit einer Cigarre zwischen den dicken Lippen auf Günthers türkischem Divan bequem gemacht hatte, „dann wird Dir heute abend später ein kleines Nachspiel gut thun, alter Junge. Wir sind in aller Gemütlichkeit ein bißchen zusammen, eh?“

„Nein, heute abend nicht schon wieder, ich war ja gestern da.“ entgegnete Günther widerwillig.

„Ei was, Du exemplarischer Jüngling, warum so knauserig sein? Das Leben gehört der Jugend, hast Du diese Weisheitsregel noch nicht kapiert, und ein kleines unschuldiges Würfelspiel, dünkt mich, wirkt nur erheitend. Bald läßt Du Dich als ehrbarer Familienvater mit repräsentabler Ausfichten nieder und wirst grau vor lauter Jugend. Dann sollst Du auch nicht länger von Erich Hedfors belästigt werden, dem Narren und Ullmacher, der niemals falsch mit den Karten,

nur mit Ibro Gnaden der Frau Fortuna, als sie Gebatter bei ihm stand, gespielt hat. Ja, sieh mich nur an, Du, ich bin es selbst, von dem ich spreche. Ich hätte als Gauner und Mörder auf einen grünen Zweig kommen können, doch das schlandriannmäßige Tugendleben war nichts für mich."

"Aber Du gedenkst doch wohl einmal Dein Examen zu machen?"

"Das weiß der Teufel. Ich lege mich lieber in eine Schublade, als daß ich sie aufziehe, wie es im Sprichwort heißt. Wenn ich das Leben genossen habe, bis der Pokal in Stücke bricht, schenke ich meinen verehrten Leichnam dem Karolinischen Institut. Das ist dann mein Einsatz für die Entwicklung der medizinischen Fakultät."

Die ersten Male, als Erich Hedfors Günther besuchte hatte, empfand dieser ein Gefühl des Ekels bei seinen traffen, hohlen Anschauungen, aber es war etwas so verführerisch Vampyrartiges in ihm, dem Günthers Charakter nicht genügend Widerstand entgegenzusetzen konnte. Er warf sich diese durchschwelgten Nächte als unmännliche Schwäche vor, aber eine Nacht, stärker als die eigne, trieb ihn immer wieder in das wilde Treiben der Kameraden zurück.

Es war ein fieberhaftes, die Gesundheit zerstörendes Wirtshausleben, das er jetzt zu führen begann, und er lernte bezahlte Liebkosungen wie echte schätzen. Die guten Vorsätze des Morgens wurden vor dem Abend gebrochen, und wenn er gegen zehn Uhr Mitternacht verließ, suchte er meistens den „Klub" auf, der ihn am Spieltisch erwartete.

Dann und wann freilich ging er nach Hause zu der Mutter und Dora oder zu Nils und Marie Luise, doch seitdem er ein ausschweifendes Leben begonnen hatte, war es ihm peinlich, die Bewunderung der Seinen entgegenzunehmen.

Während des Sommers gelang es ihm, eine Vertretung zu bekommen, aber leider war es in einer Garnisonstadt, und er stürzte sich mit einer Leidenschaft, die ihm selber unverständlich war, in das ausschweifende Leben, das hier geführt wurde.

Mina reiste nicht auf Besuch zu ihm, sie schrieb sich indessen oft, und er hatte gelernt, seinen Briefen eine herzliche, wenn auch nicht glühende Ausdrucksweise zu verleihen. Er ahnte nicht, daß der Ruf seines schlechten Lebenswandels bereits zu ihr gedrungen war, daß sie jedoch alles duldete, nur um ihn nicht zu verlieren. —

Im Sommer kam plötzlich und unerwartet der Arch. Herr Gadde starb nach kurzer Krankheit, und zu der Trauer gesellte sich eine Entdeckung, welche seine Witwe und Kinder in die größte Verwirrung versetzte. Der Reichtum, den sie für solide gehalten, erwies sich als eine dünne, goldene Schale über einem wurmfressigen Kern. Einsam war er seinen Weg gegangen, still und verschlossen hatte er diese Sorgen getragen; so lange er lebte, war es ihm gelungen, das zerbrechliche Kartenhaus zusammenzuhalten, jetzt aber stürzte es ein, und die Gläubiger fielen gierig über die Trümmer her.

Das stattliche, große Gut war mit Hypotheken überlastet, die prächtige Stadteinrichtung kam unter den Hammer, und Frau Gadde und Mina blieb nur ein unbedeutendes Kapital zum Leben.

Mina litt am meisten unter dem Gedanken, daß sie nun ihr Verhältnis mit Günther lösen mußte, denn was konnte sie ihm jetzt noch bieten, da ihr Reichtum verschwunden war.

Sie schrieb einen Brief, der, wie sie glaubte, ruhig und gefaßt klang. Sie bekannte ihm die volle Wahrheit, doch — als sie die Worte niederschreiben sollte, die eine Mauer zwischen ihr und ihm, der ihr mehr als Leben, Licht und Frieden galt, errichten würden, da schwand ihr Mut und sie schloß den Brief mit einigen von Hoffnung und Verzweiflung bebenden Aeußerungen. Sie konnte arbeiten, eine glänzende Künstlerlaufbahn läge vor ihr, und sie würde ihm niemals zur Last werden. Ein Herz, das Hunger litt, eine Seele die nach Bärlichkeit dürstete, sprach aus diesen Zeilen.

Das erste Gefühl, das Günther überkam, nachdem er ein paar Seiten von Minas Brief gelesen hatte, war das der Erleichterung; ihm war, als würden die Türen eines dumpfen Krankenzimmers aufgesperrt, und die frische Luft schlug ihm stärkend und wohlthuend entgegen. War diese ganze Verlobung nicht eine Erniedrigung gewesen, hatte sie ihn nicht auf Abwege getrieben, nur weil er den geraden Weg, der ihn so bald zu einem Leben an Minas Seite geführt hätte, schenkte. Er hatte sich gedrückt und unselbständig durch diese Liebe gefühlt, die ihn allerdings in den Augen der Welt unabhängig scheinen ließ, ihn im Grunde jedoch mit Scham erfüllte.

Frei! Frei! Er hielt das kleine weiße Papierblatt weit

von sich ab und ließ es dann auf den Tisch fallen. Die Gedanken stiegen so übermächtig in ihm auf, daß er nicht weiterzulesen vermochte. Wie bitter hatte er nicht diese Verbindung bereut, jetzt fühlte er sich überzeugt, daß er dieselbe brechen würde. Sie wußte ja, daß er sie nicht liebte, oder sollte sie das unter dem scheinbaren Glück der letzten Zeit vergessen haben?

Er griff von neuem nach dem Brief und las, ein schwermütiger Zug, der immer sorgenvoller wurde, je weiter er mit dieser klagenden, zugleich stolzen und wehmütigen Beichte kam, legte sich über sein Gesicht. Er wußte jetzt, daß sie ihr Verhältnis nicht als gelöst betrachtete. Sie spielte vorsichtig auf gerissenen Saiten eine Melodie, die nur in ihren Ohren den rechten Klang hatte.

Günther schritt in seinem Zimmer auf und nieder, er sah ein, daß er seine Ehre zum Pfand gesetzt hatte, und daß er dies Pfand nicht verfallen lassen durfte. Er mußte ihr offen seine Lage bekennen und sie dann wählen lassen.

Er erwachte aus einem Rausch, aber es war wie das Erwachen in einem kühlen Morgennebel, da man vor dem anbrechenden Tage mit seiner Last und Plage zurückschauert. Er sollte für ein Wesen arbeiten, das ihm im Grunde fremd war. Er mußte danach streben, möglichst schnell etwas zu verdienen, und dann würde er mit ihr die kleine Provinzialarztstelle, von der sie einst gesprochen hatte, teilen. Dies war noch im glücklichsten Falle, wahrscheinlich mußte er erst hier und da auf Vertretung gehen, immer nur an das tägliche Brot für sich und noch eine denkend.

Günther überwand sich, einen freundlichen Brief zu schreiben. Als er ihn zugesiegelt hatte, that er einen tiefen Seufzer. Es war aus mit seinen Träumen einstiger Größe auf dem Gebiete der Wissenschaften. Der Bogen war zu straff gespannt, er war gesprungen. Arm, gebunden, unter drückenden Schulden sollte er sein Leben fortsetzen.

Diese Nacht spielte Günther nicht; er grübelte über sein Schicksal nach, doch schon die nächste Nacht sah er wieder bei den Karten; das Hazard, das anfangs nur ein gelegentlicher Zeitvertreib gewesen war, wurde zu einem Kampf, bei dem er seine ganze Energie daransetzte. Während dieser Stunden am Spieltisch betäubte er die Gedanken an die Zukunft, und mit wechselndem Glück und Unglück fuhr er fort, dem Dämon zu gehorchen, der mit eiserner Faust seine Vernunft unklammert hielt.

Er lieb von allen Seiten Geld und hinterließ bei seiner Abreise ganz bedeutende Schulden.

Mina nahm sofort die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, wahr, doch stellte sie sich, als merkte sie nichts. Er hatte viel zu thun, doch seine frische Arbeitslust schien ihn ganz verlassen zu haben. Nicht einmal Dora gegenüber war er sich gleich geblieben; er schämte sich vor der Schwester und weilte immer nur kurze Zeit bei den Seinen, dann trieb es ihn wieder wie mit Peitschenhieben fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Die sogenannten Wunderkinder gehören schon immer zu den unliebenswürdigsten Erscheinungen des Kunstlebens. Teils handelt es sich bei ihnen um gewöhnliche, nicht außerordentlich veranlagte Persönchen, denen irgend eine Gewinn- oder Ruhmsucht ein ungewöhnliches Können aufgebürdet hat; teils handelt es sich um wirklich außerordentliche Begabungen, die frühzeitig mehr oder minder gut gepflegt und einer so raschen Entwicklung entgegengeführt werden, daß sie dann auch verhältnismäßig frühzeitig an ihrem Ende angelangt sind. Eine große Anzahl unserer berühmten musikalischen Meister bestand aus Wunderkindern der letzteren Art. Nachdem wir nun von Wunderkindern, die mehr zur ersteren Art gehören, viel abgenommen haben, tauchte in jüngster Zeit ein weit sympathischerer Wunderknappe auf: Franz von Vecsey. Wir hörten das vierte von seinen noch zahlreicheren Konzerten, das am vergangenen Mittwoch bei Kroll stattfand. Bevor wir auf das Heldentum des Abends eingehen, gebührt es sich, seinem Klavierbegleiter, Herrn Alfred Schmidt-Wadelow, gegenüber der undankbaren Rolle, die er zu spielen hatte, eine um so größere Anerkennung zu zollen. Was war das doch für ein sogenanntes distinguiertes und noch sogenannteres kunstliebendes Publikum, das in die Nachspiele des Klavierbegleiters rücksichtslos hineinkam! Und dabei spielte Herr Schmidt-Wadelow durchaus gut, wenn auch allerdings keine neuen Offenbarungen zu Tage kamen; nicht nur als Begleiter, sondern auch als Solospieler bewährte er sich echt musikalisch.

Der junge Geigenvirtuos Franz von Vecsey könnte zahlreichen erwachsenen Musikern ein Muster sein, nicht nur in seiner vollendeten

und namentlich leichtbeschwingten Technit, sondern auch in der Entschiedenheit und Gestaltung seines Spiels, namentlich aber in der durch keinerlei Nachlässigkeiten getriebenen Sorgfältigkeit und Feinheit bis ins kleinste hinein. Noch höher jedoch möchten wir den Vorzug schätzen, daß er über einen großen Reichtum von Nuancen der Stärke seines Spiels verfügt; insbesondere findet man ein solches Piano tatsächlich selten. Nun sind wir aber mit dem Geldentum zu Ende. Von einer wirklichen Vereinerung der modernen Musik, von etwas wie einer neuen Offenbarung, von irgend welchen inneren Tiefen und Räten, die sich eine eigne Kunstsprache erzwingen, kann hier nicht die Rede sein. Das Gesagte versteht sich natürlich immer nur mit der Einschränkung, daß man vor einem vielleicht zwölfjährigen Jungen sieht, der mit viel weniger schon unsre Achtung verdienen würde. Allein wenn irgend jemand auf der einen Seite so außerordentliches leistet, so ist ein eben nur ordentliches Leisten auf einer andren Seite um so charakteristischer. Wie wir hören, hat der Junge niemals eine Wunderkindpresse, aber auch noch keinen tiefer gehenden musikalischen Unterricht erhalten. Das Technische scheint ihm sozusagen beinahe ganz von selber gekommen zu sein und das übrige ihn nicht bedrängt zu haben. Es liegt hier doch, trotz aller Wunderkindschafft, eine Analogie zu der Lage der gewöhnlichen Musikfänger vor. Man treibt mehr Technit als Musik. Das thun aber nicht nur die Pflücker, Dilettanten und Handwerker, sondern einigermassen auch vornehme Künstler und Kunstlehrer.

Vor uns liegt ein neues Hilfsmittel der Musikbildung, die „Theoretisch-praktische Klavierschule“ von Karl Zischneid (Gr.-Richterfelde, Chr. Friedrich Vietweg; 2 Teile). Das Werk ist samt dem „Methodischen Leitfaden für den Klavierunterricht“ von demselben Verfasser (ebenda) eine der erfreulichsten Erscheinungen in der sonst nicht eben sehr angenehmen Studienliteratur. Für die speziellen Zwecke der Klavierbildung steht es auf der Höhe der modernen Methodik und wird für manche durch eine größere Einfachheit vielleicht sogar praktischer sein, als die Klavierschule von Hugo Riemann, die uns im übrigen weitläufig das verdienstvollste Werk dieser Art zu sein scheint. Indem wir betonen, daß es sich eben speziell um den Klavierunterricht handelt, bebauern wir zugleich auch, daß das Werk Zischneids in die Versuchung führt, mit einem solchen Klavierunterricht den wirklichen Musikunterricht für erschöpft zu halten. Das bißchen Unterweisung in Theorie, das dieser Schule mitgegeben ist, genügt eben nicht. Dazu kommt noch, daß unsres Erachtens auch manches zur Technit im höheren Sinne des Wortes Gehörige nicht früh genug vorgebracht wird. In der umstrittenen Frage, ob das eigentlich Künstlerische überhaupt lehrbar sei, läßt sich eine Entscheidung auf praktischem Wege schon dadurch annähern, daß man das Mechanische im Unterricht von vornherein auch auf seine spätere Verwendung im künstlerischen Dienste hin anlegt. Beispielsweise legt Schreiber dieses mehr als der Verfasser jener Klavierschule Gewicht auf baldige Uebungen im Gebrauch verschiedener Stärkegrade, ja sogar speziell auf Tonwiederholung mit solchen, während Zischneid all dies erst später bringt. Dies also nur Andeutungen des Manderlet, das über ein solches Werk vom speziellen Fachstandpunkt zu sagen wäre; jedenfalls liegt eine Leistung vor, aus der auch weitere Kreise über manches Aufklärung bekommen könnten. Die der Klavierschule beigegebenen Mahntorte an die Eltern usw. mögen wohl beherzigt werden, und selbst das Verzeichnis der über das Werk erschienenen günstigen Kritiken ist dadurch interessant, daß die Kritiker in wirklich sachkundiger Weise die eigenartigen Verdienste Zischneids deutlich hervorgehoben haben.

Neben den Wunderkindern vergessen wir leicht der „Wunderalten“, und neben den Unvollkommenheiten, für welche ein Kind nichts kann, Unvollkommenheiten der Aelteren, für welche diese sehr wohl etwas können. Auch Mendelssohn war ein Wunderkind, manche seiner Leistungen für damals Wunderwerke und für heute Meisterwerke, vieles andre aber für heute kaum mehr gut zu ertragen. Dies wurde uns ganz besonders klar, als am Montag, den 2. November, der Sternsche Gesangverein unter Professor Friedrich Gernsheim wieder einmal den Mendelssohnschen „Paulus“ zur Aufführung brachte. Heute noch können die Partien dieses Werkes, in denen es sich um den Ausdruck einer jubelnden Freude an der schönen Welt und an erfreulichem Schicksal handelt, auch dem Hörer Freude bereiten. Im übrigen jedoch werden wir bald am Ende unsres Interesses für derartige süße und äußerliche Darstellungen gewichtiger Gegenstände sein. Gar erst, wenn die Aufführung nur eben anständig und animiert ist. Das genügt heute nicht mehr. Außerdem fehlt es immer wiederum an ausreichenden Oratorien-Solisten. Herr Jos. Messchaert ist ein solcher. Herr von Zur-Mühlen kann viel, treibt aber mit seinem Können Anflug. Sängern, wie Frau Marie Land-Peters und Fräulein Marie Ties mögen für weniger schwere Aufgaben ganz wohl am Platze sein. Wenn derlei Werke nicht mit der für heute höchstmöglichen Kunst herausgearbeitet werden, so möchte man von den wunderlichen Alten lieber nichts mehr hören. —

sz.

Kleines feuilleton.

xc. Ein fünfzigjähriges Wunderjubiläum. Der internationale Meritismus hat unverantwortlicherweise das Jahr versprechen lassen, ohne die Jubelfeier eines erheblichen Vorganges zu begeben, seit dem im September ein halbes Jahrhundert verfloßen war. Das

ist um so befremdender, als der Sachverhalt die ungläubigen Thomasse Lügen straft, die an keine Wunder glauben wollen, weil nach ihrem beschränkten Laienverstand heutzutage keine geschehen. Nun, im September 1853 ist ein großes Wunder geschehen, das der Papst selber — Pius IX. seligen Andenkens — beglaubigt hat.

Waren da an einem heißen Vormittag zwei Hirtenkinder, Maximin Girard und Melanie Mathieu, auf einem Berge der französischen Alpen, la Salette in der Dauphiné, eingeschlafen. Plötzlich gewekt, sehen sie eine Dame vor sich, die als Kopfbekleidung einen Zuderhut trägt. Ein weißes Gewand, worin Ränge und Hammer eingestickt, ein Gürtel, der mit Rosen geschmückt war, und weiße Schleifenschuhe waren ihre Kleidung.

„Ich bin die heilige Jungfrau,“ sagte die Dame zu den Kindern, „es wird zu viel getanzt, die Messe wird nicht oft genug besucht, die Fasten werden nicht gehalten. Geht das so fort, so werden die Kartoffeln, die schon krank sind, ganz verderben. Wer Getreide hat, der säe es nicht; denn die Wälder werden es fressen. Eine große Hungersnot und allgemeine Sterblichkeit steht bevor. Die Menschen sollen, wenn sie sich nicht bald belehren, durch den Hunger zur Buße gebracht werden. Thun sie aber rechtzeitig Buße, so werden sich die Steine in Getreide verwandeln, und man wird Kartoffeln ernten, ohne sie gepflanzt zu haben.“

Nach diesen wunderfamen Weissagungen, die sich merkwürdigerweise nicht erfüllt haben, vertraute die Jungfrau den Kindern noch ein „wichtiges Geheimnis“ an und verschwand. Die mit der Erscheinung Beglückten erzählten ihrem Pfarrer die Sache, der meldet sie an seinen Bischof, bald macht das große Wunder allenthalben die Kunde und findet Glauben bei den Frommen im Lande. Eine zur Untersuchung des Sachverhalts eingeleitete Kommission verhielt sich allerdings skeptisch; sie muß aus blinden Heiden bestanden haben. Dies wirkte aber weiter nicht störend. Ueberglücklich war freilich, daß eins der Kinder einmal seine Erzählung widerrief, daß es unmöglich war, die Aussagen beider in Einklang zu bringen — von wegen massenhafter Widersprüche. Der Uebelstand ward nun beseitigt, indem man die beiden Auserwählten einem Kloster übergab, wo sie unter der Obhut der Nonnen bald lernten, ihre Geschichte mit allen Details übereinstimmend zu erzählen, wie sie im Auszug oben wiedergegeben ist. Demgemäß ward sie nun durch Briefe der Kinder, die ihnen ein Priester diktierte, an den heiligen Vater berichtet. Auch in Rom machten wieder Zweifelsüchtige ihren Einfluß geltend. Aber Pius IX. gab dem frommen Kinderglauben recht und erteilte die Erlaubnis zu Wallfahrten nach la Salette. Der Bischof von Grenoble posante nun das Wunder mit vollen Waden aus, richtete ihm zu Ehren einen besondern Gottesdienst ein und ließ den geweihten Fleck durch einen Altar bezeichnen. Hier war inzwischen eine heilkräftige Quelle hervorgebrochen, deren Wasser alle Krankheiten wunderbar heilte und schnell, in Flaschen abgefüllt, zu einem glänzenden Geschäft wurde. Die nötige Kellame für das fromme Unternehmen machten die französischen Kollegen des Bischofs von Grenoble, indem sie in ihren Diözesen über die Erscheinung unsrer lieben Frau von la Salette predigen ließen.

Unter dem zweiten Kaiserreich hatten die Schwarzen gute Zeiten: sie sollten sich ihrer doch dankbar erinnern und die Jubiläen feiern, wie sie fallen. —

k. Alte Kellamkünste. Auch die neuesten Kellamittel der Pariser Blätter, die mit Kreisrätselflößen und Schachjuchen alle Welt in Bewegung setzen, sind — „schon dagewesen“! Das behauptet wenigstens Ernest Blum in einem sehr lustigen Kapitel seines „Journal d'un Baudebilliste“. „Seitdem zwei Pariser Tageszeitungen den großen Wettbewerb eröffnet haben“, schreibt er, „an dem ihre Leser und auch andre Leute sich beteiligen und eine große Summe gewinnen können, bietet Paris einen sonderbaren Anblick. In den Familien trifft man nur noch alte und junge Leute, die Getreidekörner zählen. Auf den Straßen verlaufen die erfunderischen Camelots die fertige Lösung des Rätsels für 10 Centimes; die guten Leute geben für 2 Sous also etwas, was ihnen selbst Millionen bringen könnte... Ich muß aber feststellen, daß diese Idee, wie die Mehrzahl der modernen Ideen nicht neu ist. Vor fünfzig Jahren kam ein genialer Restaurateur darauf ein goldenes Zinsfrankstück in eine Wurst zu stopfen. Wer die gute Wurst erwischte, behielt das Geld und bekam die Wurst umsonst. Natürlich drängte sich die Menge zu ihm, und er verkaufte mehr Würste, als alle Schweine der Welt zusammen liefern konnten. Er erwarb schnell ein Vermögen und zog sich als reicher Mann zurück. Gewiß ist von dem bescheidenen Zinsfrankstück zu den Millionen von jetzt ein großer Schritt, aber der Keim der Idee war doch da. Und sicher war es angenehmer, Würste essen als Körner zählen zu müssen... Auch eine kleine, von Breux geleitete Zeitung, die einige Zeit unter Ludwig Philipp erschien, hatte eine ähnliche Idee. Ein unglücklicher Kassenbote hatte bei seinen Gängen eine Brieftasche mit 20 000 Fr. Inhalt verloren. In seiner Angst versprach er in einem Inserat auf der vierten Seite der Zeitungen dem ehrlichen Finder eine mehr als anständige Belohnung. Die besagte Zeitung bemächtigte sich der Sache und machte bekannt, daß sie aus Interesse für den Verlierer dem Finder die Hälfte der verlorenen Summe aus eigener Tasche zahlen würde. Natürlich suchte auch damals ganz Paris. Aber die schlaue kleine Zeitung suchte wohl, was sie that; sie sagte sich, daß der Finder einer Brieftasche mit 20 000 Frant Inhalt sich sicher nicht mit der Hälfte begnügen werde, wenn er das Ganze haben konnte. Die Thatfachen gaben diesem Scepticismus

recht, um so mehr, als der Kassenbote — selbst sich die Brieftasche angeeignet hatte und nur behauptete, sie verloren zu haben. Die kleine Zeitung aber hatte den Vorteil, daß der Bankrott — um drei Wochen aufgeschoben wurde. . . Ein andres kleines Blatt, ein Theaterorgan, hatte gleichfalls eine Finanzidee dieser Art. Ich will bescheiden gestehen, daß besagte Idee von mir stammte, daß das Geschick mich also zum Vorläufer der Erfinder der heute modernen Klapperklinge bestimmt hat. Der Direktor fand, daß seine Zeitung nicht genug gelesen wurde — es waren vielleicht im ganzen 13 Abonnenten — und fragte seine Redakteure nach einer Idee, die eine Menge Leser anziehen könnte. „Im Notfall würde ich einen Preis für die Lösung eines originellen und schweren Problems bieten, nur ist es mir noch nicht gelungen, das Problem zu finden, und ich bitte um Ihre Hilfe dabei.“ Alle zerbrachen sich den Kopf. Am folgenden Tage, als wir die Früchte unserer Nachtwachen brachten, war ich so glücklich, den Vogel abzufeuern. „Sie wollen ein originelles und gleichzeitig schweres Problem? Bieten Sie eine bedeutende Summe dem, der die genaue Zahl der Löcher auf dem Gesicht des Komikers Arnal angeben kann, der bekanntlich sehr podemnarbig ist!“ Man fand die Idee köstlich, der Direktor nahm sie an und machte zwei Tage am Kopf der Zeitung bekannt, daß er 500 Fr. Belohnung jedem zahlen würde, der die verlangte Lösung fände. Zwei junge Schauspielerinnen vom Vaudeville, an dem Arnal damals spielte, wollten den Preis gewinnen, folgten dem Komiker auf Schritt und Tritt und zählten peinlich genau die Löcher seines Gesichtes. Arnal, der von der Sache nichts wußte, gab sich aber nur ungerne dazu her; er begriff auch nicht, warum die jungen Schauspielerinnen ihre Zeit buchstäblich damit verbrachten, ihn anzusehen. Einer gelang es eines abends, die Hälfte der Löcher auf den Gesicht des Schauspielers zu zählen; er hatte wahrscheinlich gut gespeist und benutzte eine lange Pause im Stück zu einer kleinen Siesta. Die junge Schauspielerin trat verstoßen in sein Ankleidezimmer und machte sich ruhig an die Arbeit. Sie hatte es schon zu einer Riesenzahl gebracht, — man ahnt thatsächlich nicht, wie groß die Anzahl der kleinen Höhlungen eines Podemnarbigigen ist — aber sie konnte auch an diesem Abend das Inventar nicht ganz aufnehmen, da Arnal plötzlich erwachte. Sie sagte sich jedoch, daß bei einer einfachen Verdoppelung der Zahl die gewünschte Lösung herauskäme. Leider besah unser Direktor bei der Ankündigung eines Preises von 500 Fr. wohl den Preis, wie er selbst sagte, aber nicht die 500 Fr. Er zog sich geschickt aus der Verlegenheit und erklärte der jungen Schauspielerin, daß die Polizei ihn seit 24 Stunden gezwungen hätte, auf sein Problem zu verzichten, da Arnal ein Nationalheld wäre, an den man nicht rühren dürfe. . .

— **Meeresuntersuchungen.** Man schreibt der „National-Zeitung“ aus Kopenhagen: Nachdem auf der letzten Konferenz für Meeresuntersuchung das große Arbeitsfeld unter die verschiedenen Nationen verteilt worden ist, hat man jetzt die Arbeit praktisch begonnen. Dänemark wurde das Meeresgebiet zwischen den Faröern und Island zur Untersuchung angewiesen. Das hierfür erworbene Schiff „Thor“, ein Fahrzeug von 75 Tons mit 15 Mann Besatzung, führte während der Sommermonate eine Expedition nach Island, die hier umfassende Untersuchungen angestellt und außerordentlich reichhaltige Resultate erzielt hat. Die Untersuchungen wurden geleitet von Magister Nielsen als Hydrograph, Smidt als Biolog und Paulsen als Plantolog; diesen schloß sich auf Island noch der Biolog Harni Sannundsen an. Nördlich von den Faröern untersuchte man ein Feld von über 200 Quadratmeilen, ging dann in die Gegend südlich von Island und untersuchte hier in der Nähe der Westman-Inseln ein Gebiet von circa 100 Quadratmeilen. Darauf umsegelte man Island westlich und ging so weit nach dem Norden, wie das Polareis gestattete. Darauf untersuchte man die Fahrwasser nördlich von Island und begab sich dann an die Ostküste; hier, wo der warme Meeresstrom mit dem kalten Polarstrom zusammenstößt, stellte man in einer Tiefe von 1000 Faden eine größere Reihe interessanter Untersuchungen an. Die Verschiedenartigkeit der beiden Strömungen zeigte sich besonders an dem unterschiedlichen Höhenrücken, der Island mit den Faröern verbindet. Südlich vom Höhenrücken betrug die Temperatur des Wassers in den größeren Tiefen bis auf den Meeresboden nicht unter + 3 Grad, während man nördlich vom Rücken unter entsprechenden Verhältnissen — 1 Grad maß. Der Temperaturunterschied beträgt hier also 4 Grad. Die fischereireifenden Gelehrten haben hier auch festgestellt, daß der Dorsch an Island's Südwest- und Nordküste laicht, durchaus aber nicht an der Ostküste (was man früher glaubte), weil die Temperatur hier eine zu niedrige ist. Die Fischerei Island's wird sich diese Feststellung zu Nutzen machen. Interessant ist es, daß man hier bei Island mehrere Fischarten gefunden hat, die bisher unbekannt waren, und andre, von denen man nicht wußte, daß sie sich hier aufhielten. An 17 000 Fischen hat man Messungen vorgenommen. Die großen Sammlungen von Fischen, Plankton und Wasserproben werden im Kopenhagener Centralbureau für internationale Meeresuntersuchung bearbeitet werden; man hofft, der Fischerei bei Island zahlreiche wertvolle Anweisungen geben zu können. Nach Beendigung dieser Expedition ist der „Thor“ nach dem Lagerort gegangen, um hier die Quittungsfische zu untersuchen. Mitte November wird das Schiff zurückkehren und die Arbeiten ruhen darauf bis zum kommenden Früh-

jahr. Der jetzt schon festgelegte Plan der dänischen Meeresuntersuchungen erstreckt sich auf eine Dauer von drei Jahren. —

Technisches.

gr. Aufkästen für Kamintühren. Der sich beim Fegen der Schornsteine loslösende Auf sammelt sich bekanntlich auf der Sohle des Schornsteinschachtes an und wird hier vom Schornsteinfeger nach Doffnung der Verschlussvorrichtung entfernt. Die mit dieser Art der Aufentfernung verbundenen Belästigungen sind besonders groß, wenn sich die Schornsteinsohle in Geschäftsräumen oder in bewohnten Lokalitäten befindet. Um hier die herrschenden Mißstände zu beseitigen, ist jetzt eine praktische Kaminauszugthür mit Aufkassen konstruiert worden. Bei dieser befindet sich über dem Aufentleerungskasten, der in ein Gestell oder Rahmen eingeschoben wird, der vierseitige, trichterförmige Einlauf mit dem in ihm laufenden Abflussschieber. Zum Schutze gegen Verbiegen des letzteren verursacht durch eventuell herabfallende Steine, die hier und dort beim Schornsteinfegen vom Mauerwerk abbröckeln, sind einige Kofstübe angebracht, deren mittelster sich mit dem Schieber herauszieht, wodurch eine ausreichend große Doffnung geschaffen wird, um die herabgefallenen Steine durchfallen zu lassen. Der Kastenpedel ist mit dem Schieber so verbunden, daß er sich während der Aufentleerung selbstthätig ein- und auslöst. Beim Einsetzen werden die Kanten des Einlauftrichters in das Mauerwerk gedrückt und mit Mörtel verputzt. Durch dieses Einputzen des Trichters und durch den in demselben laufenden Schieber ist mithin der Schornstein nach unten nicht nur vollkommen abgeschlossen, so daß der Auf nicht herausfallen kann, sondern es ist auch durch diesen Abschluß selbst bei offenstehender Thür eine Feuergefahr vermieden. Ist der Auf durch das Fegen des Schornsteins heruntergefallen, so hat er sich über dem Schieber angeammet. Nunmehr wird die Thür mittels Schlüssel geöffnet und der Schieber herausgezogen. Durch diese Handhabung hat gleichzeitig der Pedel den Kasten selbstthätig geöffnet und läßt den Auf in den Behälter gelangen. Wird jetzt der Schieber wieder zurückgedrückt, dann wird der Kasten durch den Pedel selbstthätig geschlossen und gleichzeitig die Entkuppelung vom Schieber bewirkt. Der gefüllte und bereits geschlossene Aufkassen wird nun aus dem Schornstein herausgezogen und kann beim Forttragen und Entleeren nicht mehr zu Aufbelästigungen führen. Durch zweckmäßige Konstruktion des Trichters und des Schiebers ist dafür gesorgt, daß sich der Kasten nie überfüllen kann. Der Schieber dient dazu, bei sehr großen Aufmengen nach jedem Zurückstoßen den verbleibenden Auf, der nicht mehr in den Kasten geht, im Schornstein oder im Trichter zurückzuhalten. Diese neue Vorrichtung, die für deutsche Verhältnisse in zwölf verschiedenen Größen hergestellt wird, besitzt Thür und Schieber aus stark verbleitem Blech, so daß also die Gefahr des Durchrostens verhindert ist. Die Kaminauszugthür mit Aufkassen dürfte daher eine sehr zweckmäßige und, nebenbei bemerkt, auch billige Einrichtung für die Schornsteine unsrer Heizungsanlagen sein. —

Notizen.

- o. Ernest Bizetell, ein Freund Polas, hat eine Pola-Biographie beendet; die Veröffentlichung des Buches wird von John Lane (London) angekündigt.
- Unter dem Titel „Das neue Jahrhundert“ erscheint bei Gyldenhal in Kopenhagen eine neue, groß angelegte nordische Revue.
- Der Philharmonische Chor veranstaltet am 7. Dezember in der Philharmonie einen Brahms-Abend. Auf dem Programm stehen u. a. das „Schicksalslied“ und das „Deutsche Requiem“.
- Die „Barthische Madrigalvereinigung“ wird Mitte Dezember ihr erstes Konzert geben, in dem eine ganze Reihe von italienischen, französischen, niederländischen, englischen und deutschen Madrigalen des 15. bis 17. Jahrhunderts zum Vortrag gelangt.
- Theodor Gerlach's „gesprochene“ Oper „Liebeswogen“ erzielte bei der Erstaufführung am Bremer Stadt-Theater einen starken Erfolg.
- t. Eine neue Gespinnstpflanze. Auf den Hawaii-Inseln haben amerikanische Gelehrte die Diona-Pflanze untersucht und an ihr Eigenschaften entdeckt, die sie zur Verwertung als wichtige Gespinnstpflanze zu empfehlen scheinen. Sie gehört zur Familie der Nesseln, ähnlich der berühmten Kamie, dürfte sich aber noch leichter zur Verarbeitung eignen, da sie kein Harz enthält. Die Diona-Pflanze gedeiht am besten in tropischen Wäldern in Höhen von etwa 600 Meter über dem Meerespiegel.
- Verechtigste Frage. Vom Rhein wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: In einem armen Dorfe in der Eifel feierte der betagte Volksschullehrer sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Die Gemeinde brachte dem verdienten Erzieher der Jugend einen Fadelzug, und als das ganze Dorf vor dem Schullehrer versammelt war, hielt der Bürgermeister eine Rede, die mit dem Aufschloß: „Unser verehrter Lehrer soll leben!“ „Wo von?“ antwortete prompt der Gefeierte. —